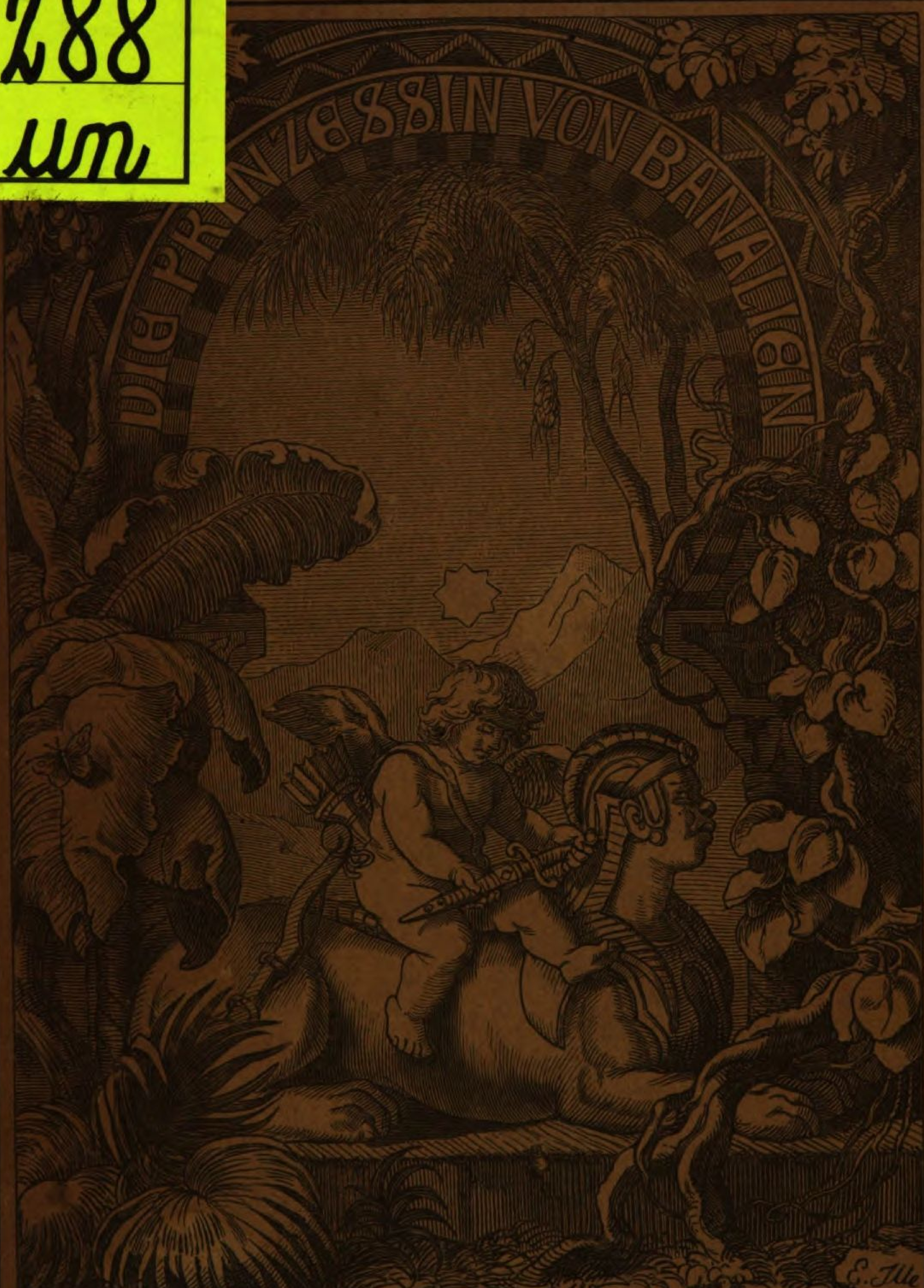


H. RÜHLING SC.

Wien, 1872.

Verlag von L. Rosner, Tuchlauben 22.

Die Prinzessin von Banalien.

Die Prinzessin von Banalien.

Ein Märchen

von

Marie Baronin Ebner-Eschenbach.

Wien 1872.

Verlag von L. Rosner,

Tuchlauben Nr. 22.

Meinen

theuren Geschwistern.

Die Prinzessin von Banalien.

Es war eine mächtige Prinzessin in Banalien, die umworben wurde von vielen königlichen Freiern. Einer nach dem andern suchte ihre Liebe zu gewinnen; dieser vertraute auf seinen Ruhm, jener auf seinen Geist, ein dritter auf seine Schönheit, ein vierter auf seinen Reichthum — aber vergebens, keinem gelang es, die Aufmerksamkeit der Prinzessin auch nur im geringsten zu erregen.

Eines Tages ritten zehn Könige an der Spitze ihres glänzenden Gefolges betrübt aus dem Schlosse. Sie hatten am Abend zuvor ihren Abschied erhalten und zogen nun beim ersten Hahnenschrei mit tief gebeugtem Muthe von dannen. Die Prinzessin, froh ihrer lästigen Freier los zu sein, war schon am frühen Morgen in den Garten geeilt und blickte dem Zuge der Entlassenen nach. Freudig lachte sie und hell laut, als sie ihn immer kleiner, immer undeutlicher werden sah:

kaum erkennbar mehr die Farbe der wehenden Fähnlein und das Blitzen der vergoldeten Speere — nur noch eine Staubwolke, lang und grau, und nun auch diese verschwunden.

Erst jetzt wurde die Prinzessin recht übermüthig. Sie sprang und tanzte, als wäre sie nicht sechzehn, sondern sechs Jahre alt, und kein Märchen-, sondern ein ganz gewöhnliches Fräulein. Dabei war sie schön wie es einem echten Feenkinde zukommt. Mit Augen so blau wie der Himmel und so tief wie das Meer schaute sie in die Welt hinein, wie ein seidener Mantel umfloß sie ihr blondes Haar, Hoheit ruhte auf ihrer Stirne und Reinheit verklärte ihr Angesicht. Sie trug ein faltenreiches weißes Gewand, in dessen Gürtel ein kleiner goldener Dolch stak, ein Geschenk ihrer Mutter. Diese, eine Fee der dritten Kategorie, durfte laut Beschluß der diamantenen Feenbulle, deren Gesetze so unverbrüchlich eingehalten werden, wie irgend welche, nicht öfter als alle drei Jahre und dann nur für drei Tage, drei Stunden und drei Minuten zur Erde niedersteigen, um ihre Tochter zu besuchen. Der letzte Abschied war der treuen Mutter der schmerzlichste gewesen; mit tausend und tausend Küssen und Thränen hatte sie sich von ihrem lieblichen Kinde getrennt und noch in der dritten Minute hatte sie den Dolch aus ihrem Gürtel gezogen, in die Hände ihrer Tochter gelegt und schon entschwebend ihr zugerufen: „Er tödtet, was er

im Zorne, in der Angst geschleudert, trifft — bewahr' ihn gut! — sein Verlust bringt unabsehbares Unglück — bewahr' ihn gut!" In diesem Augenblicke freilich, dachte die Prinzessin weder an ihre Mutter, noch an ihren Dolch. So glückselig als ein junges Geschöpf nur sein kann, das nicht weiß, warum es glückselig ist, flog sie über die Wiese dahin, rasch wie der Pfeil vom Bogen, leichtfüßig wie die Gazelle. Da plötzlich hielt sie inne, mitten im Laufe. Vor ihr im Grase ausgestreckt lag ein junger Mann und schlief. Die Sonne brannte heiß auf sein dunkles Gesicht, auf sein schwarzes, wildgelocktes Haar; seine Lippen waren fest geschlossen, die Augenbrauen trotzig zusammengezogen. Er träumte, so schien's, vom kämpfen, vom schlagen oder jagen, denn unruhig bewegte er sich und ballte die Faust wie um den Griff eines Schwertes. Doch trug er kein solches an seiner Seite, sondern nur ein schlechtes Messer in hölzerner Scheide. Ein roh geschnitzter Bogen, ein Köcher mit Pfeilen lagen neben ihm. Seine Kleidung war ärmlich und aus groben Stoffen verfertigt. — „Ein rechter Vagabund!" würde jeder Herr und jede Dame vom Hofe bei seinem Anblicke gesagt und sich verächtlich weggewendet haben. Aber die Prinzessin stand wie verzaubert, und sah ihn mit scheuer und zugleich theilnehmender Neugierde an. Der finstere Ausdruck seines Gesichtes gefiel ihr, er kontrastirte wohlthuend mit dem ewig lächelnden Grinsen ihrer

Höflinge. Böse freilich sah der Schläfer aus — oder war es vielleicht nur sein Traum?... Wer weiß — er ist's am Ende doch selbst — und nun erfaßte sie eine unnennbare Angst. „Himmlische Mächte — o laßt ihn nicht erwachen!..." Sie wollte fliehen und konnte nicht, ihr war als sei sie festgewurzelt an den Boden, als müsse sie hier weilen Tage und Tage.... Da raschelte es im Grase — leise kam's herangekrochen, leise und schnell, und plötzlich wand eine Natter sich um den Arm, den der Jüngling über seinem Haupte ausgestreckt. Der, mechanisch, schlug gegen den Grund, um sie abzuschütteln – sie zischte — schon streckte sie das Zünglein aus dem Rachen hervor, schon senkte sie den Kopf zum tödtlichen Bisse — da schleuderte die Prinzessin ihren Dolch unsicher, fast ohne zu zielen, doch die Zauberwaffe traf. Gespießt an den Boden lag die Schlange und athemlos — hochklopfenden Herzens — rannte die Prinzessin nach dem Schlosse zurück.

Hier befand sich alles in der größten Aufregung. Fünf Minuten länger als sie gewöhnlich pflegte, war die Herrscherin weggeblieben und eben so lange stand bereits die ganze Staatsmaschine stille. Als die Prinzessin erschien, lebten ihre Getreuen wieder auf. Man umdrängte sie, jeder wollte seinen Befehl zuerst empfangen, denn jeder sah die Ausübung seiner Thätigkeit als die unerläßlichste Bedingung zum Fortbestande des Reiches an. Die junge Monarchin regierte heute

etwas confus, verwechselte Namen, Titel, Würden und Personen, und es kamen höchst merkwürdige Ernennungen zu Stande. Da jedoch in einem ordentlich organisirten Staate das Amt seinem Mann den nöthigen Verstand mitbringt, so hatte die Zerstreutheit der Prinzessin keine allzu schlimmen Folgen.

Als sie nach vier tödtlich langen Stunden matt und erschöpft aus dem Saale des Conseils kam, um sich zum Hofgabelfrühstück zu begeben, trat ihr die Obersthofmeisterin entgegen und meldete, daß die diensthabende Kammerfrau entlassen worden sei, weil dieselbe, wie bereits mehrere Hofchargen mit ehrfurchtsvoller Bestürzung wahrgenommen, vergessen habe, Ihrer Hoheit den stets zu tragenden Dolch, das letzte Geschenk von allerhöchst deren Mama, anzulegen.

Die Prinzessin wurde purpurroth, sie wollte der alten Dienerin erklären, wohin der Dolch gekommen; ein Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben verstand, hielt sie davon ab; eine nie gekannte Verwirrung bemächtigte sich ihrer und wurde mit jeder Minute peinlicher. Alle Augen waren auf sie gerichtet, Erstaunen malte sich auf allen Angesichtern, sie sah es, oder glaubte es zu sehen. „Die Kammerfrau bleibt!“ rief sie endlich und ging vorüber.

An diesem Tage bot sich, so ungeduldig ihn auch die Prinzessin ersehnte, kein Augenblick, in welchem es ihr möglich gewesen wäre, sich loszuringen von ihren

Herrscherpflichten und in den Garten zu eilen. Erst am nächsten Morgen nach einer qualvollen Nacht, in welcher der Schlaf ihre heißen Augenlider floh, konnte sie die Stelle wieder aufsuchen, an welcher sie gestern den Schläfer gefunden und ihren Dolch — ach mehr als ihren Dolch! — verloren hatte. So sicher als sei es unmöglich es zu verfehlen, schritt sie auf ihr Ziel los. Und wirklich, sie hatte den Weg gut getroffen, mitten durch die Wiese. Hier war's. Deutlich ließ sich im geknickten Grase die Stelle erkennen, wo der Fremde geruht, und da lag auch noch die todte Schlange. Aber der Dolch fand sich nicht und — sonderbar, der schwere unheildrohende Verlust ließ die Prinzessin fast gleichgiltig.

Sie hatte sich's wol nur eingebildet, daß sie gekommen, um ihn zu suchen. Was lag an ihm? — was an zukünftigem Unglück? — Sie glaubte plötzlich zu erkennen, daß Alles, was sie bisher gewünscht oder gefürchtet, kindisch und erbärmlich gewesen; jetzt erst sei in ihr Leben etwas großes, wichtiges getreten, werth darüber zu jubeln, werth darum zu leiden. Sie kniete nieder und strich sanft mit der Hand über den Rasen, auf welchem das Haupt des Jünglings gelegen. Noch zitterte ihr Herz in der Erinnerung an die mit Bewunderung gemischte Furcht, die sein trotziges Gesicht ihr eingeflößt, dann dachte sie an seine dürftigen Gewänder. „Er ist arm," sprach sie zu sich selbst, und zu

der hochgespannten Theilnahme, die sie empfand, gesellte sich das allbezwingende, unwiderstehliche Mitleid, dieses tyrannische Gefühl, das die weichste Seele am härtesten ergreift und zur willenlosen Sclavin dessen macht, für den sie es empfindet. Stunden vergingen. Die Oberst-hofmeisterin erschien und wagte noch einmal des Dolches Erwähnung zu thun. Die Prinzessin erhob sich: „Ich habe ihn verloren," sprach sie.

Da entstand kläglicher Jammer und großes Geschrei und es ging an ein angstvolles Suchen. Hundert-jähriger Staub wurde aufgewirbelt, kein Winkelchen blieb undurchwühlt. Als sich im Schloße nichts fand, wurden im Garten Nachforschungen angestellt. Sämmtliche Bewohner des Landes waren auf den Beinen; im Neste des Vogels, im Wipfel des Baumes, im Bau des Maulwurfs wurde gesucht. Umsonst, allumsonst! —

Die Prinzessin sah dem Getreibe schweigend zu und verrieth ihr Geheimniß nicht, sie verfiel in tiefe Melancholie.

Ihren Lieblingsplatz im Garten verließ sie fast nimmermehr. Als die Lüfte begannen rauher zu wehen, befahl sie, einen Tempel zu errichten über der Stelle, an welcher sie den Schläfer getroffen. Goldene Säulen trugen sein krystallenes Dach, durch das die Sonne schien und unter dessen Schutz der Rasen sich frisch und grün erhielt, als gäb' es einen ewigen Sommer. Dort

ruhte sie und träumte, während der Hofstaat vor Langeweile verzweifelte.

So verging das traurigste Jahr, dessen sich die ältesten Vanalier erinnerten, als plötzlich eine Kunde die Hauptstadt durchflog, die alle Gemüther in Bewegung setzte. Es hieß, sämmtliche Räthe des Hofes und Abgeordnete des Volkes hätten Befehl erhalten, sich im großen Thronsaale zu versammeln. Auf dem Markte wurde feierlich verkündigt: die Prinzessin werde heute um zwölf Uhr Mittags eine Rede halten, die zu hören alle ihre Unterthanen geladen seien.

Der Zudrang war, wer zweifelt daran? ein außerordentlicher, die Spannung ungeheuer. Als die anberaumte Stunde schlug, erschien die Prinzessin. Sie war sehr bleich, aber alle Dichter schwuren, sie sei niemals schöner gewesen, und Almansor, der Hof-Sonettist, verglich sie mit einer weißen Rose, ein Bild, das der Generalpächter der Landeskritik für eben so neu, als treffend erklärte. Genug, die Prinzessin erschien. Mit um so stürmischerem Jubel empfangen, als sie sich jede laute Freudensbezeugung bei ihrem ersten öffentlichen Wiederauftreten verbeten hatte, bestieg sie den Thron und sprach also:

„Große und Kleine meines Reiches!
Meine Lieben und Getreuen!
Mein gutes Volk!

Eure Bemühungen, mir das Kleinod wieder zu gewinnen, dessen Verlust mein Wohl und demnach auch das Eure bedroht, sind leider ohne Erfolg geblieben. Ich habe beschlossen, ein kräftigeres Mittel, als alle bisher versuchten, zu seiner Auffindung anzuwenden, und so befehle ich denn: Tausend Herolde sollen zu Pferde steigen und das ganze Land durchreiten. Sie sollen es verkünden in allen Städten, sie sollen es ausrufen in jedem Dorfe, vor jeder einzeln stehenden Hütte, durch Wald und Flur, durch Thal und Hain: Der mir meinen Dolch wiederbringt, und wäre es der letzte meiner Unterthanen, empfangen will ich ihn hier vor Euch: — und angethan mit allem Glanze der Majestät, mit der Krone auf meinem Haupte und dem Scepter in meiner Rechten, will ich das Knie vor ihm beugen, als vor meinem Erretter und dem Erretter meines Volkes.

Und was sein Herz wünschen, seine Phantasie ersinnen kann, es soll ihm gewährt sein.

Das schwöre ich und also soll's geschehen! —"

II.

Mit dem stillen Dahinträumen der Prinzessin war es nun vorbei. In fieberhafter Aufregung durchwanderte sie die Sääle des Palastes, stieg wol zwanzigmal des Tages auf den Thurm, um zu sehen, ob sich kein Zeichen erblicken lasse, das die Rückkehr ihrer Boten verkünde, oder ließ sich ein Pferd vorführen und jagte wie rasend über Stock und Stein, einem, ihr selbst wie allen andern unbekannten Ziele zu. Manchmal riß sie ihren Renner im tollen Laufe plötzlich zusammen, daß er sich hoch aufbäumte, wendete um und ritt heimwärts, langsam, mit tiefgesenktem Haupte. Manchmal wieder sprang sie aus dem Sattel, warf sich auf den Boden nieder, begrub den Kopf im Moose und weinte, weinte, weinte! Bald wurden Feste angeordnet, Fröhlichkeit sollte herrschen, Musik erklingen, bald wieder mußte es todtenstill in allen Räumen des Schlosses sein, jeder Laut war der Prinzessin ein Gräuel, ein Schmerz. Die Noth ihrer Umgebung wuchs in's grenzenlose, das unerschöpflichste das es gibt, die Schranzengeduld, war erschöpft bis auf das vorletzte Tröpfchen.

Als die Entmuthigung den höchsten Grad erreicht hatte, schlug endlich die Stunde der Erlösung. Vor Tagesanbruch weckte schallendes Glockengeläute die Bewohner der Residenz aus süßen oder schweren Träumen. Ein rother, feuriger Ball, das für den Thürmer bestimmte Zeichen glücklicher Botschaft, schwebte flammend in den Lüften. In einem Nu war die ganze Stadt beleuchtet und die Bevölkerung auf den Beinen. Im Schlosse entstand ein Gewoge, das eines jeden Versuchs es zu beschreiben, spottet. Das sturmgepeitschte Meer ist im Vergleiche damit das Gesicht eines schlafenden Kindes. Bald prangte das Königshaus in festlichem Glanze. Weit geöffnet standen die Pforten des Thronsaales, die Marmortreppe, die zu demselben emporführte, war mit Purpurteppichen belegt, auf jeder Stufe hielten sich, unbeweglich wie Statuen, zwei riesige Ritter in goldener Rüstung. Eine Armee von prächtig gekleideten Jägern, Mohren, Falkonieren, Pagen, Lakaien, erfüllten den Vorhof; dreißig Weiße-Elefanten-Garde-Regimenter bildeten Spalier. Musikbanden hoch zu Kameel, jeder einzelne Musikant ein weltberühmter Blechist, stellten sich vor dem Schlosse auf. Die Zünfte kamen zu Fuße, die Studenten auf ausgeliehenen Rossen, die Professoren auf Steckenpferden aus den eigenen Marställen, — alles in bunten, von Goldstickereien, Schmuck und Juwelen glänzenden Gewändern.

Aber nun — Cymbelklang und Posaunenstoß; die Prinzessin verließ ihre Gemächer, um sich in den Thronsaal zu begeben. Die feierlichen Klänge der Volkshymne ertönten mächtig anschwellend durch die Lüfte, und, als hätte sie nur dieses Augenblicks gewartet um auch ihre leuchtenden Boten zu dem Feste zu entsenden, flammte die Sonne am Horizonte auf und überflutete die Erde mit den Strahlen ihres lebenspendenden Lichtes. Von den Bergen indeß kam's gebraust wie ein stürzender Strom. Mit wehenden Fahnen jagten die Herolde auf ihren getigerten Rossen daher und hinter ihnen zu Tausenden und Tausenden die Bergvölker und die Bewohner der Thäler.

Allen andern voran sprengte ein Herold und rief: „Das Kleinod ist gefunden, von einem Bettler gefunden!“ und von Mund zu Mund lief die Kunde.

„Einen Bettler nennen sie ihn?“ dachte die Prinzessin und blickte um sich. Und all die unermeßliche Pracht, die sie umgab, all der königliche Glanz, in dem ihr Haus erstrahlte, erschienen ihr wie hohles Gepränge, zu gering um ihn würdig zu empfangen, den — Bettler!

Schon ritt, fröhliche Fanfaren blasend, der Zug der Herolde ein in die Avenue, an seiner Spitze ein Jüngling, dem alles Volk zurief und der schweigend und finster hinein sah in das lärmende Gewühl. An der Treppe angelangt, sprang er von seinem Pferde und

streichelte liebevoll den Hals des edlen Thieres, von dem er sich ungern zu trennen schien. Dann stieg er rasch die Stufen hinan, dem Saale zu, in welchem, im Gegensatze zu dem Schreien und Toben vor dem Palaste, athemlose Stille herrschte. Mit demselben Blicke wie früher die Menge, überschaute er die schimmernde Versammlung der Höflinge und ging ohne einen Augenblick zu zögern, ohne das Haupt zu beugen, ruhig und fest auf die Prinzessin zu. Sie aber bebte an allen Gliedern und ihr Herz jubelte: „Er ist's!" und ihr Herz zitterte: „Er ist's!"

Vor dem Throne angelangt, zog er den Dolch aus seinem Gürtel: „Hier hast Du Deinen Dolch," sprach er — „ich fand ihn..." Die Prinzessin fiel ihm in's Wort: „Still," flüsterte sie, „wie Du ihn fandest, weiß ich." „Und weißt Du auch, wer die Schlange getödtet hat? Warst Du's?" — „Ich war's." „Dann habe Dank." „Empfang' den meinen erst" rief sie und stieg von ihrem Throne und beugte das Knie — „Also hab' ich gelobt ihn Dir zu bringen!"

Die Garden präsentirten, alle Häupter neigten sich beinahe bis zur Erde, derjenige aber, dem diese Huldigung galt, nahm sie mit vollkommenem Gleichmuthe hin. „Mir Dank? weil ich das kleine Spielzeug da zurückgebracht?" fragte er, wandte sich und wollte

gehen. „Bleib'!" befahl die Prinzessin; „bleib', und gieb Antwort. Wer bist Du?"

„Ich bin ein Mensch."

— „Deine Eltern?"

„Die kenne ich nicht."

— „Dein Name?"

„Ich habe keinen."

— „Wie wuchsest Du auf?"

„Weiß nicht — vielleicht hat eine Löwin in der Wüste, vielleicht eine Hirschkuh im Walde mich gesäugt."

— „Wie lebst Du?"

„Ich wandere und jage."

— „Wo bist Du daheim?"

„Ueberall und nirgends."

—„Du wohnst in keinem Haus?"

Er lachte: „Die Welt ist mein Haus, der Wald ist mein Lager, der Quell erquickt, der Dattelbaum ernährt mich."

Die Prinzessin sah ihn mit immer steigender Verwunderung an. Wie seltsam war er, wie ganz anders als alle, denen sie bisher begegnet, und wie gut stand es ihm, so ganz anders zu sein. Wie frei, wie stolz erschien er ihr, wie fühlte sie es mit zugleich scheuer und freudiger Verwirrung, daß hier ein Mensch vor ihr stand, dem die Fürstin nichts zu geben hatte.

Und nicht im Tone der Huld, im Tone der Bitte sagte sie:

-- „Hast Du keinen Wunsch?"

„Nein", klang die rasche Antwort.

— „Besinne Dich recht. Niemand ist wunschlos."

„Nun denn," sprach er, „ein Schwert wie diese Männer es tragen möcht' ich wol." Und er deutete auf die Garden, welche regungslos den Thron umstanden. Die Prinzessin winkte, ein Schwert wurde gebracht, sie reichte es ihm. Freudig ergriff er es und prüfte seine blanke Klinge.

— „Du hast zu wenig gefordert, fordre mehr", sagte die Prinzessin.

„Zu wenig?"

— „Fordre mehr."

Diesesmal besann er sich nicht lange, er rief: „Schenke mir das Pferd, das Deine Boten mich besteigen ließen, als sie mich fanden, das gute Pferd, das mich hierher getragen!"

— „Es ist Dein."

Er jubelte: „Ich danke Dir!" und wollte fort. Sie aber sagte: „Du hast ein Schwert, willst Du's nicht führen lernen? Du hast ein Pferd, willst Du's nicht lenken lernen, kunstvoll, wie's dem Manne ziemt?"

„Ich will; das will ich!"

Ganz verklärt erschien das Angesicht der Prinzessin. Mit süß bewegter Stimme fuhr sie fort:

„Du Heimat- und Namenloser, ein Daheim will ich Dir schaffen und nennen will ich Dich. — Abdul sollst Du heißen. Deine Lust ist die Jagd; Du sollst an der Spitze eines reich ausgerüsteten Gefolges den Löwen erlegen, den Tiger, die Hyäne. Dich freut ein Schwert, ein Roß, — die kostbarsten Waffen sollen Dich schmücken, die edelsten Pferde Dich tragen. Sieh Dich um in meinem Hause; was mein ist, ist Dein: wähle und nimm! Gebiete allen, die mir dienen, Du bist ihr Herr!"

Und nun wandte sich die Prinzessin den Umstehenden zu:

„Dieser Tag soll ein Tag des Glückes sein meinem ganzen Volke. Meine königliche Gnade erringt, wer mir einen Ehrgeiz nennt, den ich befriedigen, ein Verdienst, das ich belohnen, vor allem aber einen Schmerz, den ich heilen kann. Herbei, herbei, die leiden und die darben! Jeder Bittende ist mein Freund, jeder Hungernde ist mein geehrter Gast. Entlaßt mir keinen unbeschenkt und unbeglückt! Bis an die fernsten Grenzen meines Reiches soll in Fülle strömender Segen seinen Bewohnern verkünden, daß ihrer Fürstin unermeßlich Heil widerfahren. O hätte mein Volk nur e i n Herz, damit ich es leichter beseligen könnte!"

Diesen verheißenden Worten folgte die That auf dem Fuße. Alle Hungernden aßen, alle Durstenden tranken, jeder Arme verwandelte sich in einen wohlhabenden Mann, wer Trost annahm wurde getröstet, unerschöpflich war die Gnade der Prinzessin.

Abdul wurde in die prächtigsten Gemächer des Palastes gebracht, die ihm fortan zur Wohnung dienen sollten, man hüllte ihn in köstliche Kleider, die höchsten Würdenträger am Hofe buhlten um seine Gunst. Er lernte fechten und reiten und übertraf bald in beiden Künsten seine berühmten Lehrmeister. Was er jedoch nicht lernte, das war sich den Gesetzen der Etikette zu fügen, eine Anrede anzuhören, einen Besuch zu empfangen, einen Gruß zu erwidern oder gar ruhig bei der Tafel zu sitzen. War er der Waffenübungen müde, so bestieg er ein Pferd und ritt in den Wald; oder er sprang in einen kleinen Nachen und ließ sich forttragen von dem gewaltigen Strome, der hart am Fuße des Schlosses vorüberfloß. Sehr oft blieb er tage- und wochenlang fort. Dann ging die Prinzessin umher wie im Traume und bangte und sorgte um ihn. Kam er endlich, so ließ er sich kaum sehen und war auch wieder verschwunden. Die Luft im Palaste drückte, die Mauern beengten ihn. Die Höflinge, die vor ihm krochen, würdigte er keines Blickes, die erfinderischen Aufmerksamkeiten der Prinzessin bemerkte er kaum, und wenn er sie bemerkte, so ließen sie ihn kalt oder weckten

seinen Unmuth. Ihm gegenüber entfaltete sie ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit vergeblich, ohne Einfluß auf dieses Kind der Freiheit blieb die sonst Unwiderstehliche. —

So gleichgiltig sich Abdul gegen die Menschen verhielt, so sehr liebte er die Thiere; so wenig die Werke der Kunst und der Glanz des Reichthums auf ihn wirkten, so völlig stand er unter dem Zauber der Natur. Es schien als sei er inniger mit ihr verwandt, als die gewöhnlichen Erdensöhne.

Zu ihm redete die Blume im Dufte und der Sturm in seinem Brausen mit vernehmlichen Accenten. Die Vöglein flogen ihm zu, das scheue Reh folgte seinen Spuren. — Einmal kam er, blutend, mit zerfleischter Brust, und trug in seinen Armen eine kleine Antilope, die er einem Tiger aus den mörderischen Tatzen gerissen. Seiner Wunden nicht achtend, verband er die des verletzten Thieres. Die Prinzessin sah ihm zu und dachte: „O nur einmal mir ein Theilchen von der Güte und Geduld, die er an dies vernunftlose Geschöpf verschwendet und ich wäre die glücklichste Prinzessin der Welt.“

Um ihm einige Stunden nahe sein zu können folgte sie ihm auf die Jagd. Auch hier griff er nur an um zu vertheidigen. Retten, befreien war sein Zweck, einen Krieg führen für den Schwachen gegen den Starken; zu beschützen zog er aus. Und wie siegreich

gelang es ihm! Sein nie verfehlender Pfeil holte den Adler und den Geier aus den Lüften, ein Stoß seines Dolches streckte das Raubthier zu Boden. — Schöner als je erschien er der Prinzessin im Kampfe, in seinem tollkühnen Muthe, seiner todverachtenden Lust an der Gefahr. Ihre grenzenlose Liebe verrieth sich in jedem Blicke, jeder Miene — ihre Liebe und ihr Leid. Sie klagte nicht, aber sie schwand dahin. Selbst diejenigen, die ihre thörichte Leidenschaft am härtesten verdammten, konnten sich des Mitleids mit ihr nicht erwehren.

Wieder war ein Freier erschienen — der edelste König der Erde, ein Fürst wie es, außer im Märchen, keinen giebt. Voll Großmuth und Weisheit, bescheiden weil er stolz, milde weil er stark war, ein tapferer Held und ein wohlwollender Mensch. Die Verehrung der Guten, der Haß der Schlechten, die Bewunderung der Gescheidten und die Verläumdungen der Dummen, mit einem Worte, alles was einem ganzen Manne zur Verherrlichung dient, wurde ihm zu theil. Die Prinzessin behandelte ihn nicht so wegwerfend wie ihre früheren Freier. Sie empfand bald, daß er *sie* liebe, nicht ihre Güter, nicht ihre Macht. Geschah es bewußt oder unbewußt? — niemals war sie dem König freundlicher als in Abdul's Gegenwart.

Da begab es sich, daß zur Feier irgend eines Festtages in Banalien ein großes Gastmahl bei Hofe

abgehalten wurde. Der König saß zur Rechten der Prinzessin, die still und in sich gekehrt seine Bemühungen sie zu erheitern mit erzwungenem Lächeln belohnte. Plötzlich erbleichte sie und erbebte. Abdul war eingetreten. Sie hatte ihn am Morgen im Kahne fortfahren gesehen und seine Rückkehr heut nicht mehr erwartet. Wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke: „Beunruhigt ihn des Königs Anwesenheit?“ — All ihr Götter! wenn er fürchten konnte sie zu verlieren — wenn sie ihm nicht so gleichgiltig wäre als er sich den Anschein gab? — Eine unbeschreibliche Seligkeit durchströmte sie und mühsam nach Fassung ringend, wies sie ihm einen Platz ihr gegenüber an der Tafel an. Sie raffte ihren ganzen Muth, ihre ganze Kraft zusammen, sie sprach munter und fröhlich, ihre schönen Züge belebten sich, ihre Augen glänzten. Der König gab der Bewunderung, die er empfand, beredte Worte — wie glücklich war er als sie freundlich aufgenommen wurden! Die heitere Stimmung des hohen Paares theilte sich alsbald den ergebenen Schranzenseelen mit. Alles lächelte. Bedeutsame Blicke wurden gewechselt, flüsternd raunte man einander zu: „Er gefällt, er siegt! Heil uns! Bald werden wir einen König haben und kleine höchstgeborne Prinzchen!“ Unbefangen blieb nur Abdul. Die Obersthofmeisterin, die ihn durch ihre ganz besondere, wenn auch bisher sorgsam verborgene Verachtung auszeichnete, konnte sich die Genugthuung nicht versagen,

ihm mit ihrer Krötenstimme zuzuquäken, indem sie auf den König deutete: „Der wird unser Herr!“ Das feine Ohr der Prinzessin vernahm diese Worte, schüchtern richtete sich ihr Auge auf Abdul. — Ach! es traf ein ruhiges, nicht die geringste Erregung verrathendes Angesicht. Die Oberſthofmeisterin gab sich nicht zufrieden. „Was würden Sie dazu sagen?“ fuhr sie fort. „Nun, daß mich's freut“, erwiderte er kaltblütig und schnellte den Kern der Dattel, die er eben gegessen hatte (er berührte kein anderes Gericht) mit solcher Kraft und Kunstfertigkeit gegen die Pfauenfeder, die ein Trabant senkrecht aufgestellt auf seiner Mütze trug, daß sie zusammenknickte.

Die Prinzessin hob plötzlich die Tafel auf. Sie befand sich unwohl, sie wünschte allein zu sein. Betrübt zog sich der König zurück, und die Hofleute beklagten laut — freilich erst als sie vor der Thüre standen, — die etikettewidrige Art, in welcher er entlassen worden.

Froh, wenigstens ihren Thränen freien Lauf lassen zu können, trat die Prinzessin hinaus auf die Terrasse.

Es war eine wunderschöne Sternennacht.

Der Mond stand über den Bergen, deren phantastisch geformte, felsengekrönte Gipfel sich glänzend, wie geschmolzenes Silber, abhoben von dem dunkelblauen Horizont.

Nicht ein Wölkchen segelte in den Lüften, nicht ein Blatt zitterte an den Bäumen — regungslos die

ganze Natur, kein Ton, kein Schall, nur das Rollen des Stromes über sein stufenartig abfallendes Bett wie ein schweres Athmen in der majestätischen Stille. Die Prinzessin blieb lange in schmerzlichem Hinträumen versunken, endlich erhob sie das Auge zum sternenbesäeten Himmel. „Schweigende Sterne“, sprach sie, „nennt man euch? O ihr habt Stimmen, sehnsuchtweckende Stimmen. Wär' euch doch auch die Macht gegeben, Sehnsucht zu lindern! Aber ihr seid ohnmächtig in eurer Herrlichkeit — ein Menschenauge hat mehr Gewalt als die Millionen eurer funkelnden Lichter. Ein Blick vermöchte, was all euer Glanz nicht vermag — mich zu trösten! — Unendlicher als ihr ist mein Leid. Die Unermeßlichkeit, die euer Anblick nur ahnen läßt, ich trage sie in meiner eigenen Brust. Ach, und auch die grollende Frage: Diese Welten, geschaffen — wozu? geschleudert — nach welchem Ziel? Diese ganze Schöpfung, warum so göttlich schön, wenn in ihr die Herzen brechen?“ Also klagte die Prinzessin. Da knisterte es im Sande — vom Garten her näherten sich rasche, leichte Schritte — Schritte, die sie aus Tausenden erkannt hätte. — „Abdul!“ rief sie, und er stand vor ihr. „Was willst Du? Du weinst?“ — „Um Dich, Abdul, um Dich!...“ — „Um mich?“ Er setzte sich neben sie, zog ihr sanft die Hände vom Gesicht und bat sie zärtlich und milde wie er sich ihr nie gezeigt, zu reden, ihm ihr Leid zu klagen. Als aber

die Prinzessin immer heftiger schluchzte, wurde er ungeduldig. „Was riefst Du, wenn Du mir nichts zu sagen hast?“ zürnte er und wollte sich erheben. Sie aber schlang beide Arme um seinen Hals. — „Ich habe Dir zu sagen — Dir ist's vielleicht nichts — für mich ist's alles — ich liebe Dich, Abdul.“ — „Und deshalb weinst Du?“ — Er drückte ihren Kopf an seine Brust und küßte ihre Stirne. „Wenn Du mich liebst, will ich Dich wieder lieben.“ — „Willst Du, Abdul? — ganz so wie ich Dich liebe — innig? — ewig?“ — „Was innig, was ewig!“ rief er, „glühend und heiß!“ Und er umfaßte sie mit einer Leidenschaft, vor deren Wildheit sie im Innersten erbebte. Sie rang sich los, aber nur um von neuem in seine Arme zu sinken.

„Noch einmal sage mir, daß Du mich liebst,“ flehte sie, „daß ich Dein bleiben soll für's ganze Leben, o Du mein Gatte, mein Herr!“

„Nicht Dein Gatte, nicht Dein Herr: — Dein Freund bin ich, Dein Liebster.“

„Nicht mein Gatte? Du willst mir nicht angehören vor Gott und den Menschen, willst nicht König sein?“

Er lachte hell auf. „Nein, ich will nicht König sein!“ — „Warum?“ fragte sie angstvoll; „Abdul, warum?“ — „Weil ich mich nicht Euren Gebräuchen

fügen, nicht Eure Straßen wandeln kann, weil ich nicht athmen kann in Euren Stuben, nicht ruhen unter Euren Dächern. Weil ich frei sein muß wie der Adler in der Luft, wie der Löwe in der Wüste!"

Die Prinzessin hatte sich erhoben. Verwundert stand sie vor ihm — stolz und zürnend funkelte ihr Auge ihn an, die feinen Nasenflügel bebten, bittere Verachtung zuckte um ihren Mund. „Sei wahr mit mir," befahl sie mit gebieterischer Stimme, — „Du liebst mich nicht, gesteh's und laß uns scheiden."

Das volle Licht des Mondes fiel auf ihre hochaufgerichtete Gestalt. Schön, wie er sie nie gesehen, erschien sie dem Jüngling in ihrem Zorne, in ihrem muthig niedergeschlagenen Schmerz.

„Scheiden? o nein! nein!" rief er und sprang auf, und sie standen einander gegenüber mit pochenden Herzen und brennenden Wangen; sie, ihm grollend zum ersten Male — er, zum ersten Male ergriffen von ihrer Macht.

Die Prinzessin wandte sich. „Bleibe!" sprach Abdul trotzig flehend, und als sie dennoch weiter schritt wiederholte er: „Bleibe!" und drückte sie mit Gewalt an seine Brust; sie entwand sich ihm: „Zurück!" gebot ihr finsterer Blick, ihre abweisende Geberde. Er aber umschlang sie nur um so glühender: „Weib!" rief er, „Du bist schön und ich liebe Dich!"

Das Zauberwort war gesprochen — sie glaubte ihm. Dahin der zweifelnde Groll, dahin der sich aufbäumende Stolz!

„Das kam aus Deiner Seele!" jubelte sie, „Abdul, o mein Geliebter! — ich Thörin, die ich wähnte — nur einen Augenblick, Abdul — daß ich mich je von Dir losreißen könnte!... Du liebst mich? — wisse, auch wenn Du mich nicht liebtest, ich bliebe Dein. Sieh, ich will Dich nicht fesseln, nicht binden, Du aber gebiete über mich — sei frei und laß mich Deine Sklavin sein."

Vernahm er ihre Worte? verstand er sie? Wußte er was sie ihm angelobte? So gut hört und versteht der Sturm die Sprache der Palme, die er bricht in wilder gedankenloser Lust.

III.

Hoffen und verzweifeln, warten, sich sehnen, tagelang, wochenlang, und dann ein flüchtiges Erblicken, ein rascher Kuß, eine heiße Umarmung, der nur zu oft ein kühles Scheiden folgte — und wieder hoffen und verzweifeln, warten und sich sehnen — das war von nun an das Leben der Prinzessin. Der König, kaum minder unglücklich als sie, hatte seinem Gefolge wiederholt den Befehl zum Aufbruch gegeben und wiederholt ihn wieder zurückgenommen. Die Prinzessin war völlig unfähig, hatte auch nie versucht, ihre Liebe zu Abdul zu verbergen.

Als der König ihrer inne ward, war sein erster Gedanke sich zurückzuziehen und dem begünstigten Nebenbuhler das Feld zu räumen. Doch sah er bald, wie wenig dieser sein Glück zu schätzen wußte. Wie lange konnte ihre Verblendung währen? Der Augenblick mußte erscheinen, wo sie erwachte aus ihrem Taumel: sollte sie dann hilflos, trostlos um sich blicken und nicht einen Arm finden, auf den sie sich stützen, keinem Auge begegnen, in dem sie Erbarmen lesen konnte? — Das

Mitleid mit ihr überwog das Mitleid mit sich selbst, und er blieb.

Der Unmuth der Hofleute über die schlecht getroffene Günstlingswahl stieg von Tag zu Tag und verbreitete sich in immer tiefere Schichten der Gesellschaft. Die Unzufriedenheit wurde eine große, allgemeine, — schwer lag der Himmel auf Banalien. Der einzige, der ahnungslos und unbefangen blieb in diesen Wirrsalen, das war ihr Urheber, das war Abdul.

In jener Zeit erwachte in dem Hof-Sonettisten ein unwiderstehlicher Thatendrang. Man sah es der trotzigen Warze an, die röther als sonst auf der Nase des berühmten Mannes glühte, daß seine Seele schwer war vom Segen großer Gedanken. Und also verhielt sich's. Nichts geringeres hatte er ersonnen als Abdul selbst dahin zu bringen, seinen Einfluß dazu zu benützen, die Prinzessin zur Verbindung mit dem Könige zu bewegen. Er verfaßte eine gewaltige Rede, in der die Schönheit und Größe der That, zu welcher er den Günstling begeistern wollte, so haarscharf bewiesen wurde, daß kein Zweifel an derselben möglich war. Ueberdieß stellte er ihrem Vollbringer einen Freibrief auf die Unsterblichkeit aus. Sobald Almansor seinen Erguß zu Papier gebracht, erspähte er einen Augenblick, in welchem er Abdul in das Schloß treten sah und folgte ihm, das Manuscript seiner Rede unter dem Arme, in seine Gemächer.

Er fand den Jüngling damit beschäftigt, ein verlassenes Vogelnest, das er aus dem Walde gebracht, weich in ein Binsenkörblein zu betten und den schreienden noch unbefiederten Bewohnern desselben, in Milch getauchte Weißbrotkrumen in die aufgerissenen Schnäbel zu stecken. Da Abdul dicht am Fenster stand und es demnach unmöglich war Front gegen ihn zu machen, begnügte sich der Dichter mit einer bescheidenen Rückenstellung und begann sofort seine Ansprache. Zuerst nahm Abdul keine Notiz von ihm; als er aber die Stimme immer mehr erhob, machte ihm jener ein Zeichen, das in Worten übersetzt nichts anderes hieß als: „Du störst mich, geh'!" — in welchem aber der phantasiereiche Poet eine etwas verkümmerte Applausbewegung zu erkennen glaubte. Gehoben durch diesen vermeinten Erfolg, gerieth er in ein Pathos, dessen Ausbrüche sogar Abdul's unerschrockenes Gemüth unheimlich berührten.

Er trat einige Schritte zurück, und diesen Moment ergriff Almansor, um sich vor, in die Fenstervertiefung zu drängen. Zum Unglücke traf dabei seine mit dem Manuscripte bewehrte Hand das Körbchen auf dem Gesimse und schleuderte es hinaus. In demselben Augenblicke hatte ihn Abdul an der Brust gepackt, im nächsten taumelte er hoch in den Lüften, und im dritten flog er dem Vogelneste nach, von einem so kräftigen

Fluche begleitet, daß er dabei mehr Engel singen hörte, als es jemals gab in den himmlischen Heerschaaren.

Einige Lieblingsschüler, denen der Poet seinen großen Plan mitgetheilt, hatten sich unter Abdul's Fenstern eingefunden und starrten hinauf, und seufzten vor Wonne, so oft ein Laut von des geliebten Meisters Stimme zu ihnen herunter drang. Plötzlich sahen sie ihn fliegen, in kühn geschwungenem Bogen über ihre Köpfe weg, mitten in den Strom hinein.

Eiligst sprangen sie ihm nach und zogen ihn, naß zwar und schreckgelähmt, des Gebrauches seiner Zunge vorläufig beraubt und fast taub — im übrigen aber unverletzt aus dem Wasser.

Das Ereigniß machte ungeheures Aufsehen. Die ganze sonettenfreundlich gesinnte Welt der Residenz fühlte sich in ihrem Dichter zum Fenster hinausgeworfen. Seine treuen Jünger rannten zu Gericht und klagten den Günstling eines Mordversuches an. Nur ein Machtspruch der Prinzessin konnte Abdul's Verhaftung verhindern — sie that ihn, und obwol dieser Schritt niemanden überraschte, mißbilligte ihn jeder. Von Seite der Fürstin geschah übrigens alles erdenkliche, um die aufgeregte Stimmung zu beschwichtigen. Auf ihren Befehl wurden dem schwer darniederliegenden Almansor der Leibarzt, die Hofapotheke und die Hofsänfte zur Verfügung gestellt. Der erste Liebhaber des

Hoftheaters mußte ihm vorlesen und zwar seine eigenen Sonette, was sichtlich zu seiner Erholung beitrug. Die Prinzessin begab sich selbst an das Krankenlager des Dichters und überbrachte ihm ein Dekret, kraft dessen sie ihn zum ersten besoldeten und wirklichen literarischen Meteor ernannte, zur ewigen Erinnerung an den höchsten Flug den er jemals — freilich unfreiwillig, genommen. Abdul hingegen beschwor sie, das Schloß so lange zu meiden, bis es ihr gelungen sein würde, den gegen ihn eingeleiteten Prozeß niederzuschlagen. Dieser Bitte ungeachtet, oder ihr vielleicht zum Trotze, kehrte er schon am nächsten Morgen wieder, um nach seinen Vögeln zu sehen, die bei dem Fenstersturze schwer verwundet worden. Zuerst wollte er in der Küche Futter holen für die Patienten. Er trat ein und sah das ganze diensttuende Personal um den Mundkoch versammelt; einer der Jungen hielt einen Puterhahn zwischen den Knieen fest, der sich wie toll geberdete mit allen Anzeichen der gräßlichsten Schmerzen. Ein zweiter Junge riß dem gefolterten Thiere den Schnabel auf, in welchen der Mundkoch langsam und bedächtig durch einen dünnen Trichter siedend gemachten rothen Wein goß. Diese Procedur schien der Versammlung außerordentliches Vergnügen zu machen, denn sie begleitete dieselbe mit lautem Beifall und Gelächter.

Abdul stand da, bleich wie der Tod. „Was geschieht hier?“ herrschte er die Leute an mit einer

Stimme, bei deren gewaltigem Klange die Casserollen von den Wänden stürzten, ja der Herd, der ungeheure, wankte. Alle Anwesenden starrten ihn schreckversteinert an, keiner wagte zu sprechen. „Was geschieht hier?" wiederholte Abdul. „Wir präpariren den Braten für morgen," stotterte der Mundkoch und griff mechanisch nach dem Bratspieße, der neben ihm lag. Im Nu hatte ihm Abdul denselben entrissen und ihn wüthend in den dicken Leib des Puterhahn-Quälers gestoßen. Aufstöhnend sank dieser zusammen und mit ungeschwächtem Zorne drang Abdul auf seine Helfershelfer ein.

„Niederträchtige," schrie er, „Ihr lacht, weil ein hilfloses Thier gequält wird, das Euch nichts zu Leid gethan hat?!" und er schlug einen nach dem andern nieder, mit Mörsern, mit Bratpfannen, mit allen Waffen, die der Schauplatz dieser Begebenheit ihm darbot. Einige der muthigeren Mitglieder des Küchendepartements setzten sich zur Wehre, es entstand ein Kampf, begleitet von fürchterlichem Lärm, der allmälig das sämmtliche Schloßgesinde und die Wachen herbeirief. Abdul schlug sich durch das Gewühl und rannte geraden Weges in die Gemächer der Prinzessin. Er überhäufte sie mit Vorwürfen über die Grausamkeiten, die sie in ihrem Hause sich vollziehen lasse, er raste, er tobte, es war unmöglich ihn zu beschwichtigen, unmöglich den Sinn seiner unzusammenhängenden Reden zu verstehen.

Da erhob sich Wehgeheul, — Menschenmassen, die mit drohenden Geberden heraufsahen zu den Fenstern der Prinzessin, umstanden den Palast. Der Hauptmann der Schloßwache kam und meldete den Tod des Mundkoches, der mit den Worten hinübergegangen: „Es gibt kein Ragout mehr!"

Mit Bedauern muß berichtet werden, aber der Wahrheit die Ehre: — der Mundkoch genoß eine Popularität, neben welcher die des Hof-Sonettisten beinahe verschwand. Nach Tausenden zählten die Leute, die er zugleich mit sich selbst bereichert hatte und die noch ferner bereichert zu werden hofften, nach Tausenden die Verehrer seiner Kunst und die über das ganze Land verbreiteten Mitglieder seiner Schule.

Die Prinzessin trat auf den Balkon, sie versuchte beschwichtigende Worte zu sprechen, — der Pöbel unterbrach sie mit Pfeifen und Höhnen. Schimpfnamen schlugen an ihr Ohr, deren herabwürdigende Bedeutung sie fühlte, nicht — verstand. Schaudernd bedeckte sie mit beiden Händen ihr schamerglühendes Angesicht. Da erschien der König an ihrer Seite und nun erschallten Hochrufe und dann von neuem das Geschrei nach Rache. „Nicht Rache!" rief der König; „Gerechtigkeit sollt Ihr haben, die Fürstin gelobt's durch meinen Mund." „Bürgen, wir wollen Bürgen!" antworteten erst einzelne Stimmen, dann die Menge wie aus einem Munde.

„Ist Euch das Wort der Fürstin nicht Bürge genug?“ — „Nein, gieb das Deine!“

Die Prinzessin wollte vergehen; so stand es um sie? Keinen Glauben fand sie mehr bei ihrem Volke?

„Denen das Wort der Fürstin nicht gilt, denen verweigere ich das meine“, sprach der König, und wüstes Gejohle tönte herauf.

Nun stürzte Abdul, sich von den Wachen losmachend die ihn festzuhalten gesucht hatten, auf die Altane. Ein Brüllen der Wuth begrüßte ihn. „Was unterhandelt Ihr mit diesen räudigen Bestien?“ rief er dem König zu. Er hatte kaum ausgeredet, als ein gut gezielter Stein ihm entgegen flog; er beugte sich rasch zur Seite und der Stein traf die Prinzessin an die Stirne. Sie sank zusammen, ein Blutstrom rann aus der Wunde. Der König hob sie in seinen Armen auf und befahl den Wachen: Abdul festzunehmen. Es gelang endlich trotz seines verzweifelten Widerstandes. Gebunden brachte man den vor Wuth schäumenden in seine Gemächer, warf ihn auf sein Lager, verrammelte die Thüre, — er war ein Gefangener. Der Pöbel lagerte vor dem Schlosse und erklärte mit gräßlichem Geschrei, nicht weichen zu wollen, bevor man ihm seinen Feind ausgeliefert hätte.

Aus ihrer Ohnmacht war die Prinzessin in einen fieberhaften Schlaf gesunken, in dem die Bilder des

Traumes mit dem Bewußtsein dessen, was um sie her vorging, sich seltsam vermischten. Ihr war, als beuge sich eine Gestalt über sie, als würden Fragen an sie gerichtet. Dann vernahm sie deutlich die Stimme des Arztes, er sagte: „Sie schläft ruhig und fest.“ Darauf flüsterte eine zweite Stimme: „Sorgt dafür, daß sie nicht geweckt werde, bevor alles vorüber ist.“ — Alles vorüber? — Was sollte vorüber sein? Wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke, daß Abdul in einer großen Gefahr schwebte, als ihr die Sinne schwanden — was war inzwischen geschehen? — Sie wollte sich erheben, sprechen — unmöglich; wie Blei lag es in ihren Gliedern, ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut drang daraus hervor. Sie horchte — horchte. — Es folgten einige Reden die sie nicht verstand, endlich die leise gehauchten Worte: „Die Wachen sind gewonnen, sie liefern ihn dem Volke aus. Diesmal rettet ihn kein Gott.“

Das war die Oberſthofmeisterin die sprach, und der der dem Volke ausgeliefert werden sollte, das war Abdul.

Die Todesangst verlieh der Prinzessin die Kraft, ihre Erstarrung zu besiegen. Eine Weile noch hielt sie sich ruhig, dann schlug sie wie erwachend die Augen auf, erklärte, daß sie sich wohl befinde und befahl dem Arzte und ihren Frauen sie zu verlassen. Diese baten, gewärtig ihres Befehls, im Nebenzimmer warten zu

dürfen und entfernten sich. Sobald sie allein war stand sie auf, kleidete sich an, steckte ihren Dolch zu sich und schritt dem großen Bogenfenster zu. Die Marmornische, die sich über demselben wölbte, war mit zarten goldenen Arabesken ausgelegt. Die Prinzessin betrachtete aufmerksam beim flackernden Lichte der Nachtlampe die feinen Zeichnungen, sie schien zu prüfen, zu suchen. Nun berührte sie den Kelch einer phantastischen Blume: langsam — unhörbar verschob sich die Wand, eine kleine Treppe in der Mauer wurde sichtbar und die Prinzessin betrat dieselbe, während sich hinter ihr die Nische wieder schloß. Indessen der Pöbel vor dem Palaste tobte und Abdul's Auslieferung verlangte, schlief dieser so friedlich auf seinem Lager, als ruhe er eingehüllt in den Mantel Gottes. Da weckte ihn eine sanfte Berührung; die Hand der Prinzessin lag auf seinem Munde und ihre Stimme flüsterte ihm zu: „Schweige und folge mir."

Sie löste seine Fesseln und führte den Schlaftrunkenen lautlos, an den Wänden tastend, durch das dunkle Gemach. Ihm war als hätte sich dieses unendlich vergrößert, denn sie schritten und schritten und gelangten zu keinem Ausgange. „Wohin?" fragte Abdul. „In die Freiheit," erwiderte die Prinzessin und zog ihn mit sich fort. Immer noch tiefe Finsterniß, eine feuchte kellerartige Luft, als führe der Weg durch einen engen gemauerten Raum. Eine Stiege nun mit vielen

hundert Stufen und dann wieder ein Gang wie gebrochen durch Felsengrund und immer tiefer die Nacht, immer dumpfer die Luft. Abdul athmete kaum. „Dein Weg zur Freiheit ist weit,“ seufzte er nur manchmal aus voller Brust.

Nach langer Wanderung wurde plötzlich in fast unabsehbarer Ferne ein feiner Lichtfaden sichtbar. „Das ist der Tag!“ jubelte Abdul und stürzte vorwärts.

„Das ist nicht der Tag,“ sprach die Prinzessin. Allmälig wurde die Lichtlinie vor ihnen zum Lichtstreifen und dieser breiter je näher sie ihm kamen. Zwei riesige Thorflügel zogen sich bei jedem Schritte, den die Prinzessin ihnen entgegenthat, tiefer und tiefer in die Wände des Ganges zurück. Als sie dicht vor ihnen stand, waren sie völlig in denselben verschwunden. Und nun trat die Prinzessin mit Abdul in einen hohen gewölbten Saal, dessen Wände erbaut waren aus selbstleuchtenden Steinen, die ringsum einen Glanz verbreiteten weiß und kalt wie Mondenlicht. Ein Schauer durchfröstelte die beiden jungen Leute, und den Geliebten umschlingend sprach die Prinzessin: „Ich breche den heiligsten Schwur, mein Abdul, indem ich Dich einführe in diese wunderbaren Hallen. Kein menschliche Fuß hat sie jemals betreten als der der Könige dieses Landes. Von einem Fürsten auf den andern erbt sich das Geheimniß ihres Bestehens fort. Hier fanden die

Könige Schutz in dringender Gefahr, hier verkehrten sie mit den Geistern, die einst vor tausend und tausend Jahren den Palast, den wir jetzt durchwandeln werden, für den Ahnherrn meines Stammes errichtet haben, dem einer ihrer Beherrscher das Leben gab. Hier beendete mancher meiner Vorfahren, müde der Kämpfe und der Thaten, sein Dasein in geisterhafter Stille. Jeder lebendigen Nähe entrückt, jeder irdischen Regung entfremdet, schlafen sie hier einen traumlosen Schlaf; sie denken nicht, sie fühlen nicht, sie leben den Tod."

Abdul schauderte. Er sprach kein Wort, er hielt die Hand der Prinzessin fest in seiner Hand und eilte vorwärts. Der stille, leere, ungeheure Saal schien sich zu verlängern, schien zu wachsen unter ihren Füßen; je weiter sie kamen, desto weiter dehnte sich der Raum. Mit einem Male erhob sich vor den Wandernden eine vierfache Reihe majestätischer Alabastersäulen. Sie führte zu einer weiten Rotunde, in deren Mitte ein Grabmal stand aus dem reinsten durchsichtigsten Krystall. Auf demselben ruhte ein König in schneeweißen Gewändern mit marmorbleichem Antlitz und starren Augen, die Krone auf dem Haupte, den Scepter in der Hand. Die Prinzessin und Abdul gingen vorüber, und dasselbe Schauspiel wiederholte sich von neuem und von neuem zahllose Male, und um sie immer die unendliche Helle, der unendliche Tod. Sie gingen und ihre Schritte hallten nicht. ih[illegible] Körper warfen keinen Schatten, sie

sprachen, aber ihre Stimmen hatten keinen Klang; sie schmiegten sich aneinander und fühlten keine Berührung. Das Bewußtsein der Zeit war ihnen entschwunden, sie empfanden nicht Hunger und nicht Müdigkeit. Die Prinzessin war ruhig und verwandte kein Auge von Abdul, er schritt an ihrer Seite finster und verzweifelnd dahin. Endlich veränderte sich der Anblick der Sääle; sie traten in Hallen, deren Wände verziert waren mit bunten Steinen; breite Treppen führten zu reichgeschmückten Tempeln mit goldenen Thoren, die aufsprangen, sobald die Prinzessin sie berührte. Immer kleiner, immer dunkler wurden die Räume, eine seltsam zitternde Bewegung durchbebte den Boden, die Wände. Abdul wandte sich um, die Helle war erloschen, geräuschlos versank der wunderbare Palast. Die Prinzessin sprach und nun klang ihre Stimme vernehmlich. „Das Geheimniß meiner Väter geht unter weil ich es verrieth.“ — „Das ist gut,“ rief Abdul, „der schauerliche Spuk gehört nicht in die freie frohe Welt!“ — „Hinweg!“ drängte er — „sind wir endlich am Ziele?“ Wieder umfing sie dichte Finsterniß; noch eine lange Wanderung durch labyrinthisch verschlungene Gänge, steil aufwärts dann und nun Quellengeriesel und manchmal — o namenlose Wonne! — wie ein Hauch erquickender, kräftig wehender Luft. Vorwärts stürzte Abdul und die Prinzessin folgte; der Eingang zu einer Felsenhöhle öffnete sich vor ihnen — bald war sie durchschritten und

sie standen im Freien und über ihren Häuptern rauschte der Wald. Je mehr sie sich demselben genähert hatten, je tiefere Erschöpfung war über sie gekommen. Sie fragten nicht wie lange ihre Wanderung gedauert, sie kümmerten sich nicht um die Tageszeit, als tränken sie Müdigkeit mit jedem Athemzuge, sanken sie wortlos, unfähig sich zu regen in das weiche Moos, und alsbald auch in die Bewußtlosigkeit des tiefen Schlafes.

IV.

Ein heftiger Schmerz weckte die Prinzessin am frühen Morgen. Ihre Wunde brannte, fieberhaft flogen ihre Pulse, sie fühlte sich betäubt und krank. Schwer vom Nachtthau war ihr Kleid, feucht ihr aufgelöstes Haar. Mühsam raffte sie sich vom Boden auf.

— Ach, und vor ihr lag Abdul — ein seliges Lächeln auf dem Angesichte. Wie herrlich ruhte er! wie frei hob sich seine Brust, wie war seine ganze Gestalt ein Bild blühender Kraft und zugleich des wonnevollsten innigstempfundenen Friedens! — Im Schlafe schien er's zu fühlen: „Ich bin daheim, in meinem eigensten Element!“ Lange und liebevoll betrachtete ihn die Prinzessin und das Glück das ihn zu erfüllen schien, strömte über in ihre eigene Seele. Daß seine Augen diesen Tag sehen würden, daß er ihn erlebte frei und froh, das war ja ihr Werk, das hatte sie dem Schicksal abgerungen. Allmälig begann sich's zu regen im Walde; sanft bewegt rauschten die Wipfel der Bäume, Vöglein kamen zugeflogen, ließen sich nieder auf den Zweigen und zwitscherten einander eine fröhlich

Kunde zu. Rehe, Gazellen sprangen im Dickicht umher, blickten neugierig hervor, und steckten dann die Köpfe zusammen, als erzählten auch sie sich eine wichtige Neuigkeit. Die Prinzessin trat einige Schritte zurück zu einer Quelle, die aus dem nahen Felsen strömte und benetzte ihre heißen Lippen, ihre schmerzende Wunde mit kühlen Tropfen. Jetzt trauten sich die Waldbewohner zu dem Schläfer heran. Die Vögel flogen auf seine Schultern, seine Brust; ein kleiner Hase setzte sich ihm gegenüber auf einen abgebrochenen Baumstamm und bewegte wie grüßend die langen Löffel. Ein Reh leckte Abdul's Hand, ein anderes seinen Fuß, eine Gazelle wagte sogar mit ihrer feinen kalten Nase seine Wange zu berühren. Er erwachte — blickte um sich und mit einem Schrei des Entzückens breitete er die Arme weit aus, als wollte er die ganze Natur umfangen; er küßte die Erde, er drückte Bäume und Gräser an sein Herz, er streichelte schmeichelnd das Fell der Thiere, das Gefieder der Vögel. „Gegrüßt," rief er, „du grüner Wald, ihr Wolken, ihr Lüfte! Gegrüßt alle Geschöpfe der Wildniß! Abdul ist wieder bei euch — Abdul hat einen schweren Traum geträumt, wißt ihr — von einem Schlosse und von einer Prinzessin und von bösen grausamen Menschen...." Da wandte er sich um und sah die Prinzessin an der Quelle stehen — eine Wolke verfinsterte seine Stirne. — „Nicht geträumt?" sprach er und seufzte schmerzlich auf. „Nicht geträumt —

erlebt das alles?" Mit bittend gefalteten Händen trat die Prinzessin auf ihn zu. „Vergiß, mein Abdul," flehte sie, „vergiß was Du gelitten. Nicht einmal in Deiner Erinnerung soll bestehen was Dich gequält hat. Es ist vorüber — sieh, Du bist daheim, Du athmest Freiheit, Dich umgiebt die Liebe. Hier wollen wir ein glückseliges Dasein führen..." „Wir?" unterbrach sie Abdul. — „Kehrst Du nicht zurück zu den Deinen? in Dein Haus, in Deine Heimat?"

Die Prinzessin erbleichte. „Von Dir scheiden?" rief sie; „kannst Du denken, daß ich's vermöchte?" Er antwortete nicht; da er sie aber so entschlossen sah, ihn nicht zu verlassen, baute er eine Hütte aus Zweigen und Moos, und diese wurde ihre Wohnung. Ihre Nahrung bestand aus den Beeren des Waldes, ihr Lager aus trockenem Reisig. Ihre Kleider gingen allmälig in Stücke, sie litt oft Hunger und Frost. Was kümmerte sie's? das war es nicht was sie betrübte. Aber daß Abdul immer gleichgiltiger gegen sie wurde, daß er immer weitere Wanderungen unternahm, von denen er nach immer längeren Zwischenräumen für immer kürzere Augenblicke zurückkehrte, das kränkte sie das nagte an ihrem Herzen.

Einmal, von Sehnsucht und Sorge zerquält, hatte sie sich tief hineingewagt in den Wald um Abdul aufzusuchen. Tausend und tausendmal rief sie aus voller Kraft seinen Namen, aber nur das Gekrächze aufge-

scheuchter Vögel und das Rauschen der Zweige im Winde gab ihr Antwort. Es begann zu dunkeln, die Nacht brach herein, — die Prinzessin dachte, Abdul sei vielleicht aus einer andern Richtung als diejenige die sie eingeschlagen, zur Hütte gekommen. — Sie wollte zurückkehren, aber sie fand den Weg nicht mehr, sie war in ein ihr völlig unbekanntes Gebiet des Waldes gerathen und hatte sich darin verirrt. Von Wolken umhüllt stand der Mond am düsteren Himmel — unheimlich ertönte aus der Ferne das Geheul wilder Thiere durch die stille Nacht. Die Prinzessin griff nach ihrem Dolche — das war doch ein getreuer Freund in ihrer tiefen Verlassenheit!

Muthig schritt sie weiter; so lange ihre Füße sie tragen konnten, wanderte sie unverdrossen, mit immer schwächer werdender Stimme den Namen des Geliebten rufend. Endlich sank sie zu Tode ermattet unter einem riesigen Baume nieder, dessen Zweige, sie vollkommen verdeckend, herunter hingen bis an die Erde. Dort lag sie schlaflos mit schlagenden Pulsen und stürmisch klopfendem Herzen bis der Morgen graute.

Schon verkündete ein röthlicher Schimmer im Osten den Aufgang der Sonne, als ein langgedehnter Lockruf, ein Ruf, den sie oft von Abdul gehört, aus weiter Entfernung an das Ohr der Prinzessin schlug. Er war's! das war Abdul! und er rief sie, er suchte sie vielleicht so angstvoll als sie ihn. Sie raffte sich auf,

sie holte tief Athem zu einem lauten freudigen Antwortsschrei, da — erscholl der gleiche Ton, nur lauter, stärker, von einer anderen Seite des Waldes her. Und nun folgten einander die Rufe rasch wechselnd, oft wiederholt aus immer größerer Nähe. Die Prinzessin horchte erstaunt, erschrocken. Wer außer ihr und Abdul kannte dieses Zeichen, womit er stets sein Kommen anzukündigen pflegte? wer außer ihm und ihr wohnte in dieser von anderen Menschen bisher nie betretenen Einöde? — Sie zog sich dichter gegen den Stamm des Baumes zurück, sie barg sich tiefer unter seine schützenden Zweige und lauschte. Ein leichter, fliegender Schritt näherte sich ihrem Verstecke und hielt vor demselben still.

So gut das Laub die Prinzessin verbarg, so wenig hinderte es sie, deutlich wahrzunehmen, was um sie her vorging. Sich vorsichtig nach der Seite wendend, von welcher die Schritte gekommen, erblickte sie ein Mädchen zierlich und schlank, kaum noch den Kinderjahren entwachsen, ein Mädchen mit dunkler Haut, blitzenden Augen, vollen Lippen, mit lebhaften und beweglichen, aber unschönen Gesichtszügen. Ein Stück buntes Zeug hing über ihre halbentblößte Brust, ein anderes war um ihre Lenden geschlungen. Arme und Beine waren nackt. Krauses schwarzes Haar, das glanzlos Stirne und Nacken umschattete, vollendete das Bild der jungen Zigeunerin.

Plötzlich brach sie in ein lautes jubelndes Gelächter aus und begrüßte damit Abdul, der zwischen den Bäumen hervortrat, auf das Mädchen zueilte, es umfaßte, aufhob in seinen Armen und das tolle Geschöpf küßte und herzte, das ihn erst von sich stieß, um sich schlug und biß, bald aber seine wilden Liebkosungen nicht minder wild erwiderte. Bei diesem Anblick wandte sich das Herz der Prinzessin. Wuth, Ekel und Haß erfüllten die Seele, die sich niemals anderen als schönen und milden Empfindungen geöffnet. Mit einem Schrei rasenden Zornes, mit hochgeschwungenem Dolche stürzte sie auf die Mörder ihres Glückes los. Nothwehr trieb sie — Verzweiflung. Außer sich vor Schmerz schleuderte sie ihre unheilvolle Waffe — und die Zigeunerin sank zu Tode getroffen an Abdul nieder. Er kniete neben ihr, er hob ihr Haupt an seine Brust, er rief sie mit den zärtlichsten Namen... ein letztes Zucken flog über ihr Angesicht — und es war vorbei. Abdul bedeckte die Leiche mit Küssen, weinte und jammerte.

Die Prinzessin regte sich nicht. Entsetzen vor sich selbst, vor dem was sie gethan durchschauderte sie, Entsetzen und die Höllenqual — die Reue. Mit dem Auge des Wahnsinns starrte sie hin nach der Gruppe zu ihren Füßen. Dieses Mädchen, dieses Kind, dem ein Blutstrom aus dem Herzen quoll, hatte sie getödtet. Sie?! Sie war eine Mörderin... Und das sollte möglich

4*

sein? Ein Verbrechen, das sie nie gedacht hatte, sollte sie begangen haben?

„Nein!“ schrie sie plötzlich auf; „ich nicht — das habe ich nicht gethan!“

Diese Worte weckten Abdul aus dem allesvergessenden Schmerz, dem er sich bis jetzt hingegeben, zum Ausbruche der Wuth gegen dessen Urheberin.

„Verfluchte!“ rief er; „füge zu der Unthat die Lüge, das ist Deiner werth! Hinweg! Hinweg! fort aus meinen Augen, ich verabscheue Dich! — Was drängtest Du Dich in mein Leben? — Elend bin ich, seitdem ich Dich kenne; jede Stunde die ich an Dich verlor, bezeichnet ein Schmerz. Ich hatte ihn früher nicht gekannt, wie ich das Glück nicht kannte, eh' mich's diese lehrte!“ Und von neuem warf er sich über die Leiche und schluchzte: „O mein Liebling, da liegst Du still und bist todt. — Nie mehr werden wir zusammen den Wald durchstreifen, nie mehr ruhen Hand in Hand, nie mehr dahin jagen zur Wette mit dem Reh, nie mehr singen zum Trotze den Vögeln. O meine Freude! Dich hab ich geliebt und auch Du verstandest mich zu lieben. Lachend stürztest Du in meine Arme und lachend verließest Du mich. Du fragtest nicht: wohin? wenn ich von Dir ging, und nicht: woher? wenn ich zurückkehrte zu Dir. Aber ich wußte, daß ich Deine Wonne war wie Du die meine. O Du mein Lieb! was kann

ich Dir jetzt noch geben? — Ein Grab im kühlen Schatten, unter Blumen und Zweigen!"

Er stand auf, hob die Leiche sanft vom Boden und trug sie in seinen Armen fort wie ein schlafendes Kind.

Die Prinzessin sank auf die Kniee. — „Abdul!" rief sie mit so verzweifeltem Jammer, daß der Angerufene trotz seiner eigenen Trostlosigkeit sich davon ergriffen fühlte; — „Abdul — fluche mir nicht!"

Er wandte das Haupt: „Kannst Du diese wieder lebendig machen?" fragte er. „Meinen letzten Blutstropfen gäb' ich darum!" stöhnte sie, rang die Hände und drückte ihr Angesicht in die Spuren seiner Füße.

In diesem Augenblicke ertönte Rossegewieher und Hörnerklang; deutlich ließen sich Stimmen unterscheiden die einander zuriefen; ein lautes jagen und treiben durchtobte den sonst so stillen Wald. Abdul blieb stehen. „Hörst Du die Deinen?" sagte er. „Sie suchen Dich schon lange, sie kommen, Dich heimzuholen in Deinen goldenen Kerker. Geh' hin zu ihnen, zu denen Du gehörst."

„Niemals!" rief die Prinzessin, „niemals kann ich zurückkehren in mein Haus, beladen mit Sünde und Schmach wie ich es bin. Verstoße mich — verlasse mich — aber liefere mich ihnen nicht aus — verbirg mich — aus Barmherzigkeit! — verbirg mich!"

Er würdigte sie keines Blickes mehr, keines Wortes; rasch setzte er mit seiner traurigen Bürde seinen Weg fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Tiefe Bestürzung herrschte in der Hauptstadt Banaliens. Allenthalben hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der König, der vor Monaten schon mit einem zahlreichen Gefolge ausgeritten war, um die auf unbegreifliche Weise verschwundene Prinzessin aufzusuchen, zurückgekehrt sei, aber nur die Leiche der Unglücklichen mitgebracht habe. Tod, so hieß es, hätte er sie in einem dunklen, von Ungeheuern und Raubthieren bewohnten Walde gefunden, und schaarenweise kam das Volk, in dem der Groll gegen seine Fürstin längst erloschen war, zum Palaste, und verlangte heulend und klagend, wenigstens die theueren Reste der Verstorbenen zu sehen. Der König trat auf den Balkon, dankte für die treuherzige Theilnahme und erklärte, die junge Herrscherin sei nicht todt, doch läge sie in tiefer Bewußtlosigkeit und bis jetzt sei es nicht gelungen sie aus derselben zu wecken. Und so verhielt sich's.

Starr und bleich, mit geschlossenen Augen, lag die Prinzessin auf ihrem Lager. Nur ein schwaches Vibriren des Herzens verkündete, daß noch nicht alles Leben aus der so traurig veränderten Gestalt gewichen sei. Weinend

umringten sie ihre Frauen, in unsäglichem Schmerz versunken lehnte der König in einer Ecke des Gemachs und verwendete kein Auge von der geliebten Kranken.

Der Tag, der die Prinzessin ihrem Lande wiedergeschenkt, war auch zugleich derjenige, an welchem der Besuch ihrer unsterblichen Mutter bevorstand. Die letzte Stunde des dritten Jahres, das seit ihrem jüngsten Erscheinen in Banalien verflossen war, schlug, und plötzlich stand die Fee am Bette ihrer Tochter. Mit zürnendem Antlitz stand sie da und hieß durch einen Wink alle Hofleute sich entfernen, den König allein verweilen. Dieser beugte sein Knie, und auf die Prinzessin deutend flehte er: — „Rette sie, rette sie mir! — Befreie sie von dem verhängnißvollen Banne, in dem ein Undankbarer sie hält. Erwecke in ihrem Herzen einen Funken Neigung für mich — und ich will ihr ein Leben bereiten friedlich und schön wie es die Seligen leben!"

„Mein Sohn," erwiderte die Fee, „ich kann dem verdorrten Baume gebieten: grüne! und dem versiegten Quell: ströme und flute! — Ich kann Todte erwecken, aber nicht einen Funken Liebe in einem Menschenherzen. Ich kann Elemente entfesseln und binden, Nationen vernichten oder erhöhen, das Angesicht der Erde vermag ich umzugestalten, aber ich vermag nicht den Zauber zu lösen unter dem dieses Mädchen steht. Ihm gegenüber sind die Allmächtigen machtlos. Allein was Du ver-

geblich von mir forderst — vielleicht gelingt es Dir selbst. Ist Deine Liebe zu dieser Unglücklichen größer als die ihre zu Abdul, schauderst Du nicht vor dem Gedanken zurück, die Entweihte aufzunehmen in Dein reines Leben — vielleicht gelingt es Dir, sie denjenigen vergessen zu machen, dem jetzt ihr ganzes Wesen gehört.“ „Ich habe“ sprach der König, „keinen heißeren Wunsch als den, ihr mein Dasein zu weihen.“

„Du bringst ein ungeheures Opfer,“ warnte die Fee. „Bedenke, Herr, Deinen makellosen Namen, Deinen Ruhm, Deine Ehre.“

Er aber rief: „Von Opfern rede nicht! die Liebe weiß nichts von Opfern. Meine Ehre? kein anderer vermag sie zu erhöhen oder zu gefährden als ich selbst. Ist mein Name makellos, wohl mir! um so kräftigeren Schutz wird er derjenigen gewähren, der ich ihn gebe.“

„Wolan,“ sprach' die Fee, „so erfülle sich Dein Schicksal und Dein Wille.“

Sie beugte sich über die Prinzessin und diese schlug die Augen auf. Langsam nur kehrte ihre Besinnung wieder; fremd blickte sie ihre Mutter an. Sie versuchte sich zu erheben, — ihr Kopf sank in die Kissen zurück. Aber versagten auch noch ihre Kräfte, vermochte sie es nicht sich zu regen, die Erstarrung war gewichen, ein leises Wimmern entrang sich ihrer Brust, schmerzlich zuckte es um ihren Mund; sie litt: — sie lebte.

Mit einem Male, als sei das Bewußtsein plötzlich wiedergekehrt, schrie sie auf: „Mutter! o Mutter!“ Und sie flehte, mit unaussprechlicher Angst die gefalteten Hände ringend: „Gieb der Todten das Leben wieder, das ich ihr nahm, laß mich keine Mörderin sein!“

Die Fee zog einen Spiegel aus den Falten ihres Gewandes, hauchte ihn an und hielt ihn der Prinzessin vor die Augen. Diese sah hinein, der Hauch verzog sich und auf der klaren Oberfläche erschien immer deutlicher, immer bestimmter das Bild des Waldes.

Uralte, von Schlingpflanzen dicht umwachsene Bäume — ein offenes Grab zu ihren Füßen, in dem die Zigeunerin auf Blumen gebettet lag. Abdul kniete neben ihr und bewachte die Leiche und küßte ihr Haar, ihre Hand. Und nun glitt es hin über die Todte wie ein zarter, warmer Lichtstrahl, und die bleichen Lippen färbten sich, öffneten sich, und die eben noch unbeweglichen Arme umschlangen den Hals Abdul's, der mit sprachlosem Entzücken die Wiedergeschenkte an sein Herz drückte. — Die Prinzessin schlug die Hände vor's Gesicht; schwere Tropfen quollen zwischen den Fingern hervor — Thränen unsäglicher Wonne, unsäglicher Qual.

„Hab' Dank,“ sprach sie endlich. „Du nimmst den Fluch von mir, der meine Seele belastete. Hab' Dank. — Abdul ist wieder glücklich, und ich darf sterben.“

„Feigherziges Geschöpf," zürnte die Fee, „nicht sterben sollst Du, Du sollst leben — ein neues, die Schmach der Vergangenheit tilgendes Leben. Erheben sollst Du Dich aus Deiner tiefen Gesunkenheit. Du kannst es, Dir bietet sich eine großmüthige Stütze. Es ist mein Wille, daß Du sie ergreifst."

Der König trat vor.

„Vertraue mir" bat er mit mildem Ernste, „die Sorge an, das Leid in Zukunft fern zu halten von Deinem theuren Haupte. Laß mich's versuchen Dich zu versöhnen mit Deinem Geschicke. Ich werbe um Dich; verwirf mich nicht. Gieb mir, da ich nicht anders kann als Dich lieben, gieb mir das Recht Dich zu lieben."

„Herr," sprach die Prinzessin, „wende einer Würdigeren Deine Neigung zu. Ich habe ihm angehört, den ich liebe; ich kann Dein Weib nicht sein."

Der König erwiderte: „Du standest unter einem unheilvollen Zauber, der Deinen Geist bethörte, Deinen Willen lähmte. Ich habe Dir nichts zu verzeihen; stünd' es mir aber zu und hättest Du eine Schuld begangen — vergessen wäre sie. Sei mein. Als hättest Du Abdul nie gekannt, will ich Dich ehren."

Er reichte ihr die Hand und schritt hinaus. Die Prinzessin warf sich vor ihrer Mutter nieder, umklammerte ihre Kniee, badete ihre Füße mit ihren

Thränen — aber die Fee blieb unerbittlich. Die Vorbereitungen zur Vermählung wurden getroffen. Am dritten Tage stand die Prinzessin vor dem Altare, bleich, kalt und theilnahmslos. Schmerzlich bewegt erschien die Fee, ernst und in sich versunken der König; — es war ein trauriges Hochzeitsfest.

V.

Drei Jahre vergingen. Glückliche Jahre für die Banalier. Kraftvoll und milde herrschte der König, jede seiner Unternehmungen krönte der Erfolg; wenn je ein Monarch, so ward er vergöttert. Die Königin wandelte an seiner Seite, wie ein verklärter Wiederschein seiner Größe, seiner Güte. Sie hatte ihm einen Sohn geboren, die Freude des Vaters, die Hoffnung des Volkes.

Von neuem erschienen war der Tag der Rückkehr der Fee. Allenthalben wurden feierliche Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen. Um Mittag, wenn die Sonne am höchsten stand, pflegte sie zu erscheinen. Diesen Augenblick erwartend traten der König und die Königin aus dem Schlosse. Sie führte ihren Knaben an einer Hand und stützte die andere auf den Arm ihres Gemahls. Liebevoll ruhte sein Auge auf ihr und tiefe innige Ehrfurcht sprach aus dem Blicke, den sie zu ihm emporrichtete, aus dem Tone der Stimme, mit welcher sie zu ihm redete.

Befehle ertheilend blieb der König vor dem Palaste zurück, und allein mit ihrem Kinde betrat die Königin

die Terrasse. Sie lehnte sich an das Gitter und blickte hinunter in den brausenden Strom. Ihre Schönheit hatte sich in den letzten Jahren zur vollen Blüthe entfaltet. Nicht glücklich sah sie aus, aber friedlich, versöhnt. Daß sie den Schmerz gekannt, verrieth der Leidenszug um ihren Mund; daß er sanft ausgezittert, ohne ihr Inneres zu zerreißen, die Ruhe auf ihrer klaren Stirne. Nun stand ihr Knabe neben ihr. — Wie lieblich war dieses Kind! Sein kleines Angesicht mit den edlen Zügen des Königs, mit den überirdischen Augen der Mutter, leuchtete förmlich vor holdseliger Schönheit. Er jauchzte laut jeder Woge entgegen, die schäumend vorüber rollte. Die Königin lächelte dem Kleinen zu, ihre Hand ruhte auf seinem blonden Haupte und zärtlich drückte sie es an sich. Plötzlich schrie der Knabe auf: „Schau“ — rief er, „schau, die Vögel — o die vielen!“ Und wirklich, da kam über den Strom daher geflogen ein langer, dunkler, endloser Zug, Vögel aller Arten. Sie schienen etwas zu begleiten, das auf dem Wasser schwamm. Sie sangen laut und zwitscherten und pfiffen, aber wehmüthig klangen diese Töne. Oft flogen sie tief herab, als wollten sie nippen von der Fluth, und erhoben sich dann wieder klagend, klagend noch trauriger als zuvor! Am Ufer indeß liefen Rehe, Gazellen, Antilopen — was es nur giebt an zaghaftem Waldgethier, das sich sonst scheu verbirgt vor dem Auge des Menschen. Wie eine führerlose Herde liefen sie

das Ufer entlang, blökend, stöhnend; drängten sich und fuhren wieder auseinander; blickten in den Strom und verfolgten, in neue Klagen ausbrechend, ihren Weg. Dem Zuge voran schwebte ruhig mit ausgebreiteten Flügeln ein majestätischer Adler.

Sie kamen näher und näher. Die Prinzessin sah, was diese Thiere trauernd begleiteten, es war eine Leiche. Halb entblößt lag sie auf den Fluthen, eine kräftige schlanke Männergestalt. Das zurückgeworfene Haupt ruhte auf einem Arme, der andere lag auf der Brust. Die Augen waren geschlossen im tiefen — dem tiefsten Schlafe. Schwer hingen die aufgelösten Locken um das dunkle Gesicht. Da entrang sich ein Schrei der Brust der Königin. Verzweiflung und Glückseligkeit, wahnsinniger Schmerz und jauchzendes Entzücken vereinten sich in ihm.

„Abdul! — Abdul! — kommst Du? — kommst Du zu mir?“ ... Und mit ausgebreiteten Armen stürzte sie sich hinunter in den Strom.

Wenige Augenblicke später trat der König auf die Terrasse, und umflossen von rosigem Lichte stand die Fee vor ihm. Sie blickten hinunter: — die Wellen hatten sanft die Leichen Abdul's und der Königin auf die letzte breite Stufe der Marmortreppe gespült. Der Knabe war hinabgeklettert, schmiegte sich an seine Mutter und rief sie mit süßen zärtlichen Namen. Aber sie antwortete nicht; sie hielt ihren Geliebten umschlungen, und

ihr lebloses Angesicht, das an dem seinen ruhte, trug im erhabenen Ernste des Todes einen Ausdruck von so überirdischem Glück, wie ihn die beiden, die sprachlos zu ihr niederstarrten, auf dieser Stirne nie gesehen.

Der König stand da wie ein Bild aus Stein — die Augen der Fee füllten sich mit Thränen: auch die Unsterblichen weinen.

„Herr," sprach sie endlich, „habe Mitleid — verdamme sie nicht." „Sie war mein Glück, ich habe sie geliebt!" erwiderte der König, stieg die Stufen hinab, nahm das Kind in seine Arme und drückte es an seine Brust.

Verlag von L. Rosner.

Wiener Kinder-Theater.

№ 1.

Struwelpeter.

Dramatisches Zaubermärchen mit Gesang, Tanz, militärischen Evolutionen und Tableau's in einem Vorspiele und 4 Abtheilungen v. **Carl Riedl.**

№ 2.

Fortunatus
oder
Die Ohren der Prinzessin von Marokko.

Komisches Märchen in 3 Acten (mit 7 Bildern, Tänzen und Gesängen) von **Alois Berla.**

№ 3.

Dr. Goldhärchen und die Prinzessin von China.

Romantisch-komisches Kindermärchen mit Gesang und Tanz in 3 Abtheilungen und 7 Bildern von **Carl Riedl** und **C. Kraemer.**

Der Preis eines jeden Heftes beträgt **nur vierzig Neukreuzer.**

Druck von Ed. Sieger, Wien.